

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

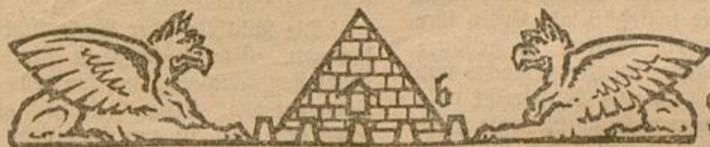
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

21.11.1920 (No. 47)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 47



21. Nov. 1920

Willy Andreas / Der junge Engels.

Zum hundertsten Geburtstag von Friedrich Engels. (28. November 1920.)

I.

Das Wuppertal ist seine Heimat. Die Engels eine alleinstehende Familie. Friedrichs Urgroßvater hat ihren Wohlstand schon im achtzehnten Jahrhundert begründet. In seiner Jugend war er noch mit der Kiepe auf dem Rücken gegangen. In Unerbarmen, Engelsbruch heißt die Gegend, blühte das Unternehmen, klapperten Webstühle rings um das Wohnhaus. In Manchester hatte der Vater die Baumwollspinnerei Ermen & Engels gegründet. Deren Ueberflüsse unterhielten den deutschen Betrieb lange Jahre. Die überlegenen englischen Maschinen kamen ihm zufluten. Die häusliche Ueberlieferung war ehrenwert, sauber, ohne Zeichen des Verfalls oder Niedergangs, gleichbedeutend mit Arbeit, Ernst, Tatkraft, auch Wohlwollen für die Untergebenen. Seine Kindheit ist umfriedet von wahrhaft bürgerlichen Tugenden. Er atmete daheim gesunde Luft. Er hätte es so leicht gehabt, weiter zu stapfen in den Spuren seiner Vorfahren. Aber er ging seine eigenen Wege. Der Fabrikantensohn war nicht blind für die Schatten dieser frühindustriellen Entwicklung, für das Elend, das hinter all dem Aufschwung lauerte. Ging er zur Schule, so sah er täglich in Räume, wo die Menschen mehr Kohlendampf und Staub als Sauerstoff einatmeten. Er wußte von den Heimarbeitern, die tief in die Nächte überm Webstuhl gebückt saßen, erfuhr von den Opfern der Schwindsucht, des Trunkes, der Syphilis. Es entging ihm nicht der Auswurf, jenes lichtscheue Gesindel im Tal, das obdachlos in abgelegenen Schuppen oder auf dem Misthaufen den Fusteltrausch ausschleufte. Friedrich Engels ist früh inne geworden, daß mancher Unternehmer ein weiteres Gewissen hatte als sein braver Vater, Raubbau mit Menschen trieb. Vielleicht stieg ihm schon lange vor dem Durchbruch seiner späteren Gedanken Ahnung auf, daß auch patriarchale Güte eines einzelnen nur Tropfen auf heißem Stein bleibt. Die geistige Atmosphäre des niederbergischen Landes hätte eine weniger eigenwillige Natur, eine weniger wirklichkeitsdürstende Seele als die Engels' einfließen können. Denn in Elberfeld und Barmen herrschte Pietismus kalvinistischer Färbung und den Ton gab ein herrschsüchtiger, kanzelgewaltiger Prediger an. Ein Widerspruch und doch nur scheinbar ein Gegensatz zur wirtschaftlichen Physiognomie dieser Bezirke! Denn seit Max Webers tiefgründenden Forschungen weiß man, wieviel die Lehre von der Gnadenwahl Puritanertum und Sekten mit ihrem Hineinverlegen der Asteke in die weltliche Berufstätigkeit und mit der Verherrlichung der Arbeit zum Ruhme Gottes den kapitalistischen Geist gefördert und befruchtet haben. Es handelte sich hier übrigens nicht mehr um den gefühlschwelgerischen, mitunter lyrisch gestimmten

Pietismus, der religiöse Erlebniskraft aufzutauen und Wandel zu vergeistigen wußte. Eine verhärtete, buchstabengläubige, autoritätslüchtige Orthodoxie war daraus geworden. Freudlos, dumpf lastete sie auf den Menschen. Güte und Wärme strahlten nicht von ihr aus. Feindlich wehrte sie Neues, Fremdes ab, wenn es von außen her einzudringen suchte. Steine statt Brot für ein heißes, von Hause weltfrohes, aufgeschlossenes Gemüt! Das sind die Horizonte, die Friedrichs Kindheit umsäumen.

* * *

Allzuviel wissen wir nicht von den frühesten Antrieben, die ihn darüber hinausführten. Schwerlich Einflüsse dritter Personen, am meisten wohl das Gefühl der Enge, der Abgeschlossenheit, des Ungenügens in seiner Umgebung und sicherlich die schwellende Kraft, der Erkenntnisdrang, die Latenzlust in der eigenen Brust. Kurz, er selber! Dieser muntere rheinische Junge mit dem germanischen Blondkopf und den trohigen Zügen, der ganz deutsch war, körperlich tüchtig, voll Freude am Schwimmen, Fechten und nicht ohne Kauflust, aufgeweckt und doch versonnen. Sagenbegeistert war er, Volkslieder liebte er und ihm selber wird etwas Helles, Somniges, Jungfrüehhaftes nachgerühmt. Auf der Schulbank schmiedete er Verse. Sie klangen an Freiligrath an, der damals im Kontor einer Barmener Firma zwischen seinen Geschäftsbüchern die Mägen streichelte, ungeschwämmt von den Kaufmanns- und Fabrikantensöhnen, dem grünen Adel, wie er sie nannte. Wenn Jugend heißt, aufgeschlossen, empfänglich und beweglich sein, so war Engels es in besonderem Maß bis ins Alter. Eine tiefe, aber gesunde Unruhe ist in ihm. Sie ist mehr als das prickelnde Temperament des Rheinländers, ist Hunger nach Leben und eigenen Inhalten. Ueberfließen der eigenen Saftnatur. Bald wird Reibung mit der Umwelt diesem Feuerkopf, scheint es, natürlich und vertraut. Sein Selbstbewußtsein hat er zeitlebens stark zur Geltung gebracht, mit Kritik nirgends zurückgehalten bis an die Grenze der Liebenswürdigkeit. Selbstgefällige hat er offenbar gern vor den Kopf gestoßen, gelegentlich auch solche Menschen abgeschüttelt, die ihm nahezufliehen glaubten. Er konnte unbrquem werden. Denn seine Aufrichtigkeit nannte die Dinge beim Namen. Er neigte eher dazu, sich selber zu überbieten und seine Ansichten zu überspizen, als leise aufzutreten. Ein Schuß Uebermut liegt ihm zudem im Blut, als ob er nicht widerstehen könne, wenn es gilt, friedliche Spießbürger zu reizen. Etwas von der fröhlichen Herausforderung und hochgemuten Marschbereitschaft der Davidsbündler gegen alles Philistertum ist in ihm wach. In dem leidenschaftlichen Willen zur Selbstentsaltung, in der Spannung des

Ich zur Welt, der beschwingten Seele zu Alltag und Mittelmäßigkeit, des Geistigen zum Allzuirdischen ist dieser Wirklichkeitsucher, dieser Feind echter und verbünnter Romantik selber dem Romantischen nahe. Niemals übrigens ein Bohémien, so wanderlustig er war, wanderlustig auch in Dingen des Geistes! Lebenshaltung und äußerer Zuschnitt verleugneten nicht den Patriziersohn aus wohlhabendem Haus, ohne daß er ihn gerade herausbiß. Daraus erwuchsen ihm später Verstimmungen im Kreis der Flüchtlinge, zumal der kleinen Handwerker, mit denen er im Ausland zusammenkam. Vor haltlosem Literatentum bewahrte ihn Gründlichkeit, wissenschaftlicher Trieb wie sein ausgeprägtes Bedürfnis nach tätiger Lebensgestaltung. Soviel hat Engels mit den vornehmsten Vorkämpfern des Liberalismus gemein, mit einer Erscheinung etwa vom Schlage *Benigsen*, daß sie noch im Abendglanz Goethe'scher Bildung stehen. Schon bedroht von Arbeitsteilung und allen Spaltungen des anbrechenden realistischen Zeitalters, streben sie, ihre Persönlichkeit so voll und reich zu entwickeln als irgend möglich, diese harmonisch entfaltete Individualität aber lebensvoll mit der Wirklichkeit zu durchdringen. *Humanität* leuchtet ihnen voran. Auch für Engels führte der Weg zum Staate und zur Gesellschaft vom Gedanken her über die Wissenschaft. Wie jener andere Sohn des Rheinlandes, *Gustav Mevissen*, grub er in unermüdlicher Arbeit nach den Schätzen der deutschen Philosophie. Strebt zwar seine Politik im Endziel ihre Ueberwindung an, so will sie doch schließlich als Erbin ihre unsterblichen Werte ausmünzen. Engels Jugend ist geistiges Ringen von dem Augenblick an, wo eigenes Denken erwachte und er in Büchern suchte, was ihm Vaterhaus und Wuppertal nicht geben konnten. Seiner Innerlichkeit mag vielleicht die letzte Tiefe des wahrhaft Schöpferischen fehlen, Fruchtbarkeit gewiß nicht und tiefe Leuchtkraft über das ganze Leben hin. Adelt sie nicht auch manche Eigenrichtigkeit, das Ungebärdige, Schrillenhafte und Zackige seines Kampfertums? Ist die deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts Auseinandersetzung unserer klassischen Bildung und ihrer Ausläufer mit den rauheren, greifbareren Mächten des Wirklichen, Gegensatz und Durchdringung, Kampf und Vermählung, so hat sich dieses Grundmotiv in seinen erhabenen, aber auch tragischen Verknüpfungen ebenfalls durch Engels Leben geflochten. In ihm ist von vornherein ein Doppeltes: Sehnsucht zum Geiste hin und Sehnsucht nach der Welt. Er schlürfte aus den Quellen der reinen Betrachtung und brannte doch vor Verlangen zu handeln. Stieg er zu den Müttern hinab, so wollte er ihnen das Geheimnis entreißen, das zugleich die befreiende Tat in sich schloß. Das ist sein Thema: Tätiges und beschauliches Leben wollen eins werden, zugehende Einheit! Erfüllung bleibt versagt. Unruhig, zerrissen braust diese Jugend dahin, trunkenen Ueberchwangs und schriller Klänge voll. Nach feurigem Anlauf endet sie in Moll. In ihr schwingt sich der Rhythmus der ganzen Zeit aus: die schwüle Spannung der Vormärzjahre, ihre erregenden Hoffnungen und verbitternden Rückschläge, das Gären und Sprossen unter der Eisdecke der Restauration, endlich die Gewalt der Entladung.

* * *

Lehr- und Wanderjahre! Zu Beginn der Bremer Aufenthalt in einem befreundeten Exportgeschäft. Es war der erste Schritt in die Welt, in eine Umgebung zweifellos weniger beengt und dumpf als in der Heimat. Aber die hanseatische Zugehörigkeit, der gemessene, auch politisch gebundene Stil des Patriziersstaates war dem Jüngling doch ebenso fremd. Er entzog sich dem vornehmen Klügelwesen, den derben Reizen niederdeutscher Daseinsfreuden und seiner geistigen Einsamkeit durch Ausflüge ins Reich der zeitgenössischen Schriftsteller. Den Wünschen des Vaters entsprach dies schwerlich. Die innere Krisis ist in vollem Gange. Nach einer Reise in die Schweiz und Oberitalien das Berliner Freiwilligenjahr als Gardejägerartillerist. Aber bedeutungsvoll wird es wieder nicht etwa durch militärische Erfahrungen, sondern durch Studium und geistigen Umgang mit den Junghegelingen, durch Erstlingsversuche mit der Feder und die literarische Feuertaufe im Kampf gegen den alternden *Schelling*. Er war nun einmal kein Gewächs, das man am Spatier ziehen kann. Der neue König wäre entsetzt gewesen, hätte er in die Seele seines Kanoniers einen Blick werfen dürfen. Denn als er Berlin verließ, um in Geschäften nach England zu reisen, leimten in ihm bereits gefährliche Regungen kommunistischer Art auf. In Manchester hat Friedrich möglicherweise viel für seinen künftigen Beruf gelernt. Ihm war es gewiß nicht die Hauptsache. Er beutete den englischen Aufenthalt als Fundgrube eindringendster volkswirtschaftlicher und politischer Beobachtungen aus. Waren gewisse Ergebnisse

auch schon von vornherein in seinen eigenen Gedankenkreis vorweggenommen und verankert, so waren die Früchte doch unendlich reich für seine Entwicklung und für die des gesamten Sozialismus. Hier fühlte er zum erstenmal die Pulse eines großen, freiheitlich aufgebauten Verfassungstebens, atmete die bewegte Luft einer durch und durch politisierten Gesellschaft; hier lernte er breite, tiefgreifende Organisationen der Arbeiter und aufwühlende Massenbewegungen kennen. Hier erschloß sich ihm der Industrialismus in den hochentwickeltesten und zugleich kräftigsten Formen kapitalistischer Wirtschaftsweise; strotzender Reichtum und Hochblüte des Bürgertums, namenloses Elend in der unteren Klasse. Da erfaßte er, daß das Leben der Gesellschaft erbitterter Krieg ist. Zugleich nahm er die Gelegenheit wahr, mit einflußreichen Führern der *Chartisten* und Sozialisten anzuknüpfen, ihren insular begrenzten Blick auf die festländischen Verhältnisse zu lenken. Angesichts der britischen Eindrücke ging ihm die Verkümmern und Verfahrenheit des öffentlichen Lebens in Deutschland so ganz auf. Andererseits aber mißfiel dem Jünger deutscher Philosophie die grobkörnige, materielle Stofflichkeit englischer Lebensauffassung und Politik. Er suchte nach einer Synthese von organisatorischer und geistiger Arbeit, von englischem Wirklichkeitsinn und deutscher Spekulation im Interesse des Proletariats, dessen Befreiung er erhoffte durch Umsturz der bestehenden Ordnung und ihrer Umgestaltung.

Die Rückkehr über Paris führte Engels mit Marx näher zusammen. Hier wurde jenes Bündnis von unerschütterter Dauer geschlossen, schicksalsschwer für beide und für die Geschichte der Sozialdemokratie. Einer ist künftig ohne den andern nicht denkbar. Man hat recht, sie nur in einem Atem zu nennen. Auf ihren Schultern ruhte eine Welt. In Engels Entwicklung machte diese Freundschaft einen epochalen Einschnitt. Sie ist von seiner Seite nie anders als edel und großartig aufgefaßt worden. Er war auch geistig keineswegs nur der empfangende Teil. Unabhängig von Marx, wenn auch andere Wege wandelnd, hatte er doch die gleiche Richtung eingeschlagen. Dem gemeinsamen kommunistischen Ziel hatte er sich sogar mehr genähert. Was Marx geschaffen hat, sein System, konnte er nur mit Hilfe von Friedrich Engels zustande bringen. Die Gleichaltrigen ergänzten sich in fruchtbarster Weise. Feiner und glänzender als von dem neuesten Biographen Engels', *Gustav Mayer*, kann dieses menschlich reizvolle Verhältnis kaum dargestellt werden in all seiner gegensätzlichen Harmonie. In dem Augenblick, als man sich kennen lernte, war Engels in volkswirtschaftlichen Kenntnissen dem Freunde überlegen, konnte er ihm Stoff und Anschauung zuführen. Er brachte den Mann der begrifflichen Gespinste der Praxis näher und konnte das Gerippe des von Marx entworfenen Geschichtsverlaufs mit Fleisch und Blut seiner englischen Erfahrungen und ähnlicher Beobachtungen füllen. Marx hingegen gewährte ihm die breiteste geschichtsphilosophische Untermauerung für seine Annahme, daß der Kommunismus geradlinige Fortsetzung und Vollendung der deutschen Philosophie sei. Mit eiserner Folgerichtigkeit wurde hier vor seinen Augen aufgeführt, was er selber nur in flüchtigen Umrissen bisher erschaut hatte. Während Engels sich damit begnügte, die zweite Geige zu spielen, wozu er, wie er neidlos meinte, gemacht sei, schuf Marx, dem er Werkzeuge und Bausteine herbeitrug, die gewaltigen Quader seines Lebenswertes.

Seitdem sich beide gefunden, nahm Engels tätigeren Anteil am eigentlichen politischen Betriebe. Ein Versuch, im Vaterhaus zu arbeiten, erwies sich als unmöglich. Die Kluft war unüberbrückbar geworden. Eine öffentliche Rede Friedrichs in seiner Heimat schlug dem Fuß den Boden aus, wiewohl er sich mit Rücksicht auf das Milieu als Wolf im Schafspelz gab. Der Bruch auch in seiner bürgerlichen Existenz ist da. Unstetigkeit und Reisen begannen. Er wird Stammgast in Belgien und Frankreich, Opfer der Politik, aber kein Politiker im strengen Sinn des Wortes. Eigentliche Rednergabe war ihm ja versagt; ihm fehlte dazu die Spontaneität. Sonst hätte er als Berherrlicher der Tat damals wie später eine ganz andere Rolle spielen müssen. Auch dieser Mangel war vielleicht eher ein Zeichen jener Innerlichkeit, seiner tiefnachdenklichen Alder und wohl auch seines Formensinnes. Ließen sie ihn vor dem Abenteuer des freien Sprechens zurückschrecken? Um so reicher die schriftstellerischen Leistungen. Bunt und wechselvoll spiegeln sie seine Entwicklung, sein Dahinstürmen durch Philosophie, Volkswirtschaft, Politik und Parteileben. Da sind größere Würfe neben Eintagsfliegen, Spott und Ernst, Angriff und Verteidigung, Eigenstes und gemeinsamem Geschaffenes mit Karl Marx. Mit einem Angriff auf Schelling setzt er ein. Die berühmte Antrittsrede des „toten“ Philosophen gegen den

„lebenden“ Hegel hatte ihn veranlaßt. Mehr als fast, bedenkt man die geringe Ausrüstung des jugendlichen Angreifers! Man fühlt sich an die Schleuder des David gegen Goliath erinnert. Stolz des Bekenntnis eines Junghegelings ist es, unreif auch im Ausdruck, in der Bilderwüchtigkeit der Sprache. Aber wertvolle Eigenschaften des Schriftstellers Engels treten schon darin hervor, warme Beredsamkeit, echtes und reines Empfinden, voller Einsatz für die als gut erkannte Sache. Folgt ein Aufsatz gegen die Orthodoxie in Form einer tollen, von Laune sprühenden Travestie des Goetheschen Faust. Aber schon meldet sich mit dem Ungenügen über das Auseinanderklaffen von Denken und Handeln darin auch die Kritik an dem befreundeten Kreis, fehlt es nicht an Seitenblicken und Seitenhieben auf die charakterologischen Schwächen der Berliner Freien. In der „Heiligen Familie“ vollziehen dann Marx und Engels gemeinsam die Abrechnung mit den Gebrüder Bauer als den Vertretern einer weltlichen, künstlich aufgeschminnten Hegelphilosophie, und in der deutschen Ideologie, dem ungedruckten Werke, das schon die Umrisse ihrer Weltanschauung und ihres Systems zeichnet, wird das Thema wuchtiger, allgemeiner, grundsätzlicher, mit stärkstem politischem Tonfall wieder aufgenommen, erweitert es sich zur Abfertigung der nachhegelschen Denker, darunter Feuerbach, den Engels einstmals so innig verehrt hatte, Stirner und die verschiedenen Propheten des damaligen Sozialismus. Sämmtlich hier Engels Anteil herauszufinden. Die großen Grundgedanken von Karl Marx, Klassenkampf, materialistische Geschichtsauffassung, sind darin schon enthalten. Im Kommunismus hatte sich Engels allerdings schon unabhängig von dem bedeutenderen Freund in eigenem Nachdenken hindurch gerungen, ihn sogar bereits als Erben der deutschen Philosophie auf dem Schisch erhoben. Wie stark auch er den Kräften der Gesellschaft und der Wirtschaft den Vorrang einräumt, sie als Triebkräfte des menschlichen Geschehens erkannt und den Staat hinter sie zurückgestellt hat, ebenso daß er neiderfüllt auf die immanente Staatsentwicklung Frankreichs und Englands blickte, hat Engels längst vorher in Artikeln und Briefen, vor allem aber in dem Hauptwerk seiner Jugend, dem Buch über die Lage der arbeitenden Klassen Englands, ausgesprochen. Eine Fülle von kleineren Aufsätzen in deutschen, französischen und englischen Organen begleitet das Reifen und den Durchbruch seiner kommunistischen Anschauung: die tiefere Auseinandersetzung mit Carlyle, ferner die Umrisse zu einer Kritik der Nationalökonomie mit ihrem heftigen Angriff gegen das Privateigentum, beide abgedruckt in den deutsch-französischen Jahrbüchern, beide eindrucksvoll männlich und sehr durchdacht für einen Denker anfangs der Zwanziger. Plänkler und leichtere Truppen neben dem schweren Geschütz: dazu gehört der Aufsatz über Friedrich Wilhelm des Vierten schillernde Persönlichkeit, die Streitschrift gegen Heinzen als den platten Wortführer der bürgerlichen Demokratie, aber auch ein Versuch wie der, Goethe in das Schema seiner Geschichtsbetrachtung zu zwingen. Während der Revolution sammelte die „Neue Rheinische Zeitung“ die glänzendsten und streitbarsten Begabungen des linken Flügels um sich. Hierbei hat Engels die Ereignisse namentlich stark aus dem europäischen Gesichtswinkel heraus beleuchtet, gewissermaßen den Auslandsteil der allgemeinen Revolution bearbeitet. Glaubte er doch an ihre europäische Sieghaftigkeit, bis sie in den letzten Endzuckungen lag! Dieser Dogmatismus, einerseits der Stärkequell, anderseits die Hypothek und schwerste Verfüngung des deutschen Sozialismus, hat Engels viele Dinge verzerrt. Und er hat nicht selten vergeblich damit gerungen, die Buntheit, Verschnörkelung und Widerspenstigkeiten des Geschehens auf die Formen seiner wirtschaftlichen und politischen Dynamik zu bringen. Was aber auch im Mißlingen diese Publizistik über so manche Erscheinung auf der bürgerlichen Seite hinaus hob, war gerade der europäische Horizont, war die Weite der Einstellung, die Fähigkeit, in größeren Zusammenhängen zu denken und zu planen, wenn dann auch eben jener überwuchernde weltbürgerliche Einschlag, Erbstück des älteren deutschen Idealismus, gerade den nächstern Blick wieder umschleiert hat. Munter und rasch in der Auffassung, zu jeder Tages- und Nachtstunde arbeitsfähig, wie Engels war, ist im übrigen sein Journalismus wie seine ganze Persönlichkeit von erquickender Frische, nie kühl, nie ausgeklügelt, voll Temperament, Beschwingtheit, Witz und anschaulicher Prägung, immer das Herz und der ganze Engels dahinter, auch im Kleinsten doch ein tiefer Bildungshintergrund und gepflegte Form.

Freilich, Marx und Engels sind damals noch Strategen ohne Heer. Sie arbeiten, sprechen und schreiben für eine kleine Gemeinde. Ja, sie widerstrebt ihnen sogar trotz der roten Grundfarbe, ist in sich zerrissen. Enttäuschender noch als die geringe Ausbreitung ihrer Gedanken die ungestalteten, zerfließenden Re-

gungen, denen sie Zusammenhalt, Stoßkraft und Rüstzeug zu geben hatten. Immerhin, am ersten organisatorischen Aufbau hat auch Engels mitgetan: auf ausländischem Boden unter Flüchtlingen, von den fremden Regierungen argwöhnisch belauert, also ein gut Teil unterirdischer Arbeit neben den hellen Fanfaren seiner Publizistik. Die eigenartige seelische Verfassung von verbannten Abenteurern, Verschwörern, Handwerksburschen, die in ihrem Lager zusammenströmten, hat ihnen allerdings manche Schwierigkeiten bereitet. Engels selber hat namentlich später die kosmopolitische Nährseligkeit, die der ältere deutsche Sozialismus mit dem aufgekärten, freiheitlichen Bürgertum gemein hat, seine Humanitätsduselei entschieden bekämpft. Vielleicht deshalb besonders lebhaft, weil er selber doch aus verwandten Stimmungen herkam und erst nach der Trennung von Feuerbach den Charakter des nackten politischen Machtkampfes, überhaupt der Klassenbildung erkannt hatte. Mit der Leidenschaft der Jugend stieß er Götter vom Altar, denen er selber Verehrung erwiesen hatte, und trieb, wie er glaubte, die letzten Illusionen aus dem ehernen Ablauf der Weltgeschichte aus. Stärker gefeilt, wohl schon von Hause, war er gegen jene anderen Eigenschaften Weitlings und seiner Anhänger, ihre kleinbürgerlichen Instinkte, die auch in den Röttesten immer wieder hervorschaute, den Junftgeist jener Pariser Handwerksgefallen, die aus Ressentiments dem Staat und der Gesellschaft Fehde ansetzten, im Grunde aber sich zufrieden geben möchten, wenn sie die Meisterin heimführen und selber Gevatter Schneider und Handschuhmacher spielen dürfen. Wie steckten sie voll Argwohn gegen den wohlstuierten Unternehmerohn und noch mehr gegen den studierten Mann. Offenbar hat er keine Neigungen gehabt, auf ein geringeres Niveau herabsteigen, verhassten Reizstimmungen und philiströsem Mißtrauen zu schmeicheln. Er wollte nicht aufhören, Engels zu sein, unbeschadet seiner Ziele und gerade um ihre willen. Gesiegt hat schon damals die Richtung der Marx und Engels über Weitling und Genossen, gesiegt hat über diese und den Sozialismus des betriebssamen Karl Grün ihre härtere, unerbittlichere Denkkraft. Gegenüber den schwächlichen, verschwommenen Ansätzen erprobte sich die erdrückende Wucht und Geschlossenheit ihres Systems. Ueberlegen war endlich jener vorwärtsdringende Gefühlseligkeit der bei aller Schwerbelastung durch Doktrin doch kräftiger ausgebildete Wirklichkeitsinn und die größere Weite ihrer Auffassung. Sie konnten zufrieden damit sein, als der anfangs widerstrebende Bund der Gerechten sich von den beiden Freunden befehren und ins Schlepptau nehmen ließ. Ein Erfolg war es, daß sie Programm und Taktik maßgebend beeinflussten, bei der Gründung von Kampfgenossenschaften und Arbeiterbildungsvereinen entscheidend mitwirkten, ferner daß sie auf den ersten internationalen Zusammenkünften als Wortführer des deutschen Proletariats auftreten konnten. Das kommunistische Manifest war die Frucht ihrer Bemühungen und das Denkmal ihres Sieges. In seiner letzten Gestalt, der Gedrungenheit des Inhalts, der herrischen Form des Ausdrucks trägt es überwiegend den Stempel des Morgens Genies an sich. Erarbeitet haben es beide zusammen, und das Gedankengut von Engels ist unlösbar darein verschmolzen.

Während der Revolution haben übrigens Engels und Marx für die Kleinarbeit der Organisation offenbar weniger Sinn gehabt. Sie mögen die geistige Kampfleitung, und das gewiß mit Recht, als wesentlicher in den Vordergrund gerückt haben. Es galt, in ihrer Zeitung einen weithin ausstrahlenden Herd zu schaffen und die Massen für die Gedanken des Manifests zu erwärmen. Leicht war ohnehin schon die finanzielle Sicherung dieses Unternehmens nicht. So konnten sie es Schapper und Moll überlassen, Rheinland und Westfalen mit einem möglichst engmaschigen Netz von Arbeitervereinen zu umspannen. Ihr Schüler Stephan Born wurde die Seele der Bestrebungen, die auf organisatorischen Zusammenschluß des gesamten deutschen Proletariats abzielten. Die damalige Rückständigkeit der deutschen Arbeiterbewegung machte ihnen vielleicht diese Aufgabe mehr als reizlose Kärnerische erscheinen lassen, und schließlich sprachen sie ja den Proletariern eine verhältnismäßig nur bescheidene Rolle in dieser Volkserhebung zu, nämlich, Anhängel des Bürgertums zu sein. Ihnen kam es zuvörderst darauf an, die europäische Revolution vorwärts zu treiben; sie lebten in größeren, allerdings trügerischen Zusammenhängen. Als jene Auslandskräfte, die sie zu rosig beurteilt hatten, veragten, wirkte ihr Ausfall erst recht auf die ohnehin ermattende und in sich zerfallende Bewegung zurück. Der Sieg der alten Gewalten erschütterte auch die noch junge, wenig gefestigte Organisation der Arbeiter. Der Neuaufbau

des Kommunistenbundes wurde notwendig. Wiederum fiel die Ausarbeitung des Entwurfes im großen Marx und Engels zu, nicht etwa die Beschäftigung mit handwerklichen Einzelheiten. Hervorstechend ist an ihrer Instruktion der Sinn für straffe Zusammenfassung. Sie ist von scharfen Instinkten für Macht erfüllt und enthüllt eine fast militärische Denkwiese und Schlagkraft. Die

Schaffung einer Proletariergarde ist darin vorgesehen. Die nächste Zukunft freilich enttäuschte hier wie in anderen Dingen Engels' Hoffnungen. Verlorene Mühe war dieser Feldzugsplan trotzdem nicht. Die weitere Geschichte der Sozialdemokratie hat in wesentlichen Stücken seine Lebenskraft erwiesen.

(Schluß folgt.)

Paul Fr. Zimmermann / Die Markgrafschaft Baden, ihre Hauptstadt und ihr Hof im Jahre 1780.

(Nach den „Briefen eines reisenden Franzosen über Deutschland.“*)

In meinem Bericht über J. S. Campes Fahrt durch das Badnerland im Jahre 1785 (vgl. Pyramide Nr. 40/41 vom 2./10. Okt. 1920) führte ich nach Campe eine Stelle aus den „Briefen eines reisenden Franzosen über Deutschland“ an, wo ihr Verfasser den Markgrafen Karl Friedrich von Baden zu kennzeichnen versucht. Es verlohnt sich, auf diese „Briefe“ näher einzugehen, sie enthalten in ihrem Anfang eine für uns Badener interessante Schilderung des badischen Landes, seiner Hauptstadt und des markgräflichen Hofes um das Jahr 1780.

Zunächst einige Worte über die „Briefe“ selbst und ihren Verfasser. Sie erschienen zum ersten Male unter dem Titel „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder in Paris. Uebersetzt von K. N.“ im Jahre 1783 in zwei Bänden, ohne Ortsangabe. Als Verfasser nennt dieser K. N. in einer aus „Paris, faubourg St. Michel, rue d'Enfers, vis à vis du Noviciat des Feuillans, dit les Anges, vom 18. Dezember 1782“ datierten „Nachricht an den Leser“, den Bruder seines Freundes. „Dieser gab mir die Briefe einzeln, so wie er sie von der Post empfing, aber bloß zum Lesen. Er wollte sie drucken, aber erst von seinem Bruder, der wirklich in England ist, nach dessen Zurückkunft überlesen und nötigenfalls ausbessern lassen. Ich benutzte diese Gelegenheit, um Dir, lieber Landsmann, oder noch liebere Landsmännin, diese Briefe noch früher in die Hände zu spielen, als sie das französische Publikum zu sehen bekämen.“

In Wirklichkeit ist K. N. der Verfasser der Briefe und kein anderer als Kaspar Niesbeck, der Verfasser einer „Geschichte der Deutschen“, geb. 1754 zu Höchst a. M., gest. 1786 zu Narau (Schweiz). Er hatte sich nach theologischen und juristischen Studien als „studierender Reisender von Profession“ auf Reisen begeben, lebte 1777 als Schriftsteller in Salzburg, von 1779 ab als Herausgeber der „Zürcher Zeitung“ in Zürich. Dort schreibt er auch seine „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland“, die durch ihre gewandte Darstellung und den reichhaltigen Stoff damals großes Aufsehen erregten. Er glaubt in seinen Briefen etwas mehr zu bieten, als man „in den Reisebeschreibungen einiger unserer Landsleute von Deutschland gesehen“ hat. „Gemeiniglich sind dies Leute, die nur die großen Höfe besuchen. Da fahren sie die Heerstraßen her fahren in ihren wohlverschlossenen Wagen, als wenn sie, wie Freund Horik [Horik's empfindsame Reise“ und das später erwähnte „Tristram Shanddy's Leben und Meinungen“ waren durch Bodes Uebersetzungen deutsche Bücher geworden], dem Tod entfliehen wollten, brüten in dem Gewölke ihrer Ausdünstungen Grillen aus, die sie uns dann für ächte Produkte des Landes geben, welches sie mit Extrapost durchkreist haben, und hasten allenfalls am Stadthor, am Gasthof, bei ihrem Wechler bey einem Mädchen von gutem Willen, im Opernhaus, oder bey Hofe ein Anekdotchen, woraus sie uns den Charakter und Geist eines Volks gar geschickt herauszuklauben wissen.“ Niesbeck dagegen „mischt sich in alle Klassen des Volkes“, um „in das Eigentümliche des ganzen Volks einzudringen.“ „Kann ich nicht auf der öffentlichen ordinären Bühnen, die mir der Gesellschaft weger (und sollte sie auch nur aus Juden, Kapuzinern und alten Weibern bestehen) außerordentlich lieb sind, zu Wasser oder Lande fortkommen, so bin ich meistens zu Fuße, die Rille auf meinem Steckenpferd abgerechnet.“

So kommt Kaspar Niesbeck auch in das badische Land und seine Hauptstadt. Der Hof des Markgrafen Karl Friedrich und die geistigen Anregungen, die von ihm ausgingen, zogen auch ihn an, und es ist so kein Zufall, daß auch er wie alle Reisebeschreibungen des 18. Jahrhunderts sich so breit über Karl Friedrich äußert. K. G. Fecht, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe, 1887, erwähnt Niesbecks Besuch in Karlsruhe und führt aus den „Briefen“ eine kurze Stelle

*) Ein Nachtrag zu diesen Briefen findet sich in den „Reisen eines Aurläunders durch Schwaben“ aus dem Jahr 1784. Wir werden den unter Land betreffenden Auszug in der „Pyramide“ demnächst folgen lassen. Die Red.

an. (S. 231.) Bei Fr. von Beech, Karlsruhe, Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung, 1893, findet sich nichts darüber.

Geben wir nunmehr Kaspar Niesbeck selbst das Wort. Er tritt von Straßburg aus seine Reise durch Deutschland an. „Meine Reisegesellschaft bestand aus einem Weinhändler von Ulm, mit einer melancholischen Frage, der immer die Lippen verzog, als wenn er so eben sauren Wein gekostet, und einer alten runzlichten, holtaugigen Kreatur, vermutlich einer ausgedienten Venuspriesterin von Straßburg, die, wie sie sagte, als Gouvernante in ein großes Haus nach Wien berufen worden. Beide waren mir platterdings ungenießbar. Auf der langen Rheinbrücke machte ich also meine Betrachtungen über den Begriff, den man in der großen Welt bey uns mit dem Wort: le nord verbindet. Ich durchließ in Gedanken all das weite Land, das sich von unsern Grängen an, über die ich eben fuhr, bis an das Eismeer hinauf erstreckt. Ich zählte mir die vielen, mächtigen Völker vor, die in diesem Nord mit unsterblichem Ruhm aufgetreten sind. Und dies ganze ungeheure Land zwängen wir in einen Begriff ein, der um nichts größer ist, als den wir mit les Pays bas verbinden. Les Pays bas und le nord sind in dem Kopf eines Franzosen so kleine Anhänge an dem großen, allmächtigen Frankreich — „da läßt sich nichts bessers darüber sagen, spricht Herr Tristram Shanddy bey einem ähnlichen Anlaß, als: Die Franzosen haben eine lustige Art, alles, was groß ist, zu behandeln. Ich mußte innerlich lachen, wie mir diese Bemerkung zu Sinne kam, und der Anblick der ganz verfallenen Festung Kehl gab diesem innerlichen Gelächter einen neuen Schwung. Ich dachte mir unsern großen Ludwig, wie er in seinem großen Vorhaben, die kleinen Anhänge von Pays-bas und Nord samt dem bißigen Italien, Spanien usw. unter den französischen Jopeter zu bringen, diese Festung zum Schlüssel seiner Eroberungen jenseits des Rheins anlegen ließ. Bey meiner Trennung, das war doch lustig, sagt ich zu mir, wie ich die Kasernen und Spuren der ehemaligen Festungswerke betrachtete. — Noch lustiger ist, daß Beaumarchais seinen Voltaire in diesen Kasernen will drucken lassen. Zum Hender, sagt ich, (und mein innerliches Gelächter brach zugleich äußerlich aus); Ist denn das große Frankreich seit Ludwig XIV. für ein Duzend Druckerpressen zu klein geworden?“

Den kleinen Schleichhandel mit der Stadt Straßburg abgerechnet, hat Frankreich von der sogenannten Festung Kehl nichts zu befürchten. Der Ort ist in jedem Betracht unerheblich, und gehört nebst einigen nahegelegenen Dörfern dem Markgrafen von Baden. Ueber die verschwundenen Festungswerke aber behauptet das gesamte Korps des heiligen römischen Reiches seine Gerechtfame.

Auf dem Weg nach Karlsruhe hatte ich mancherley Empfindungen. Bey dem Anblick des Schlosses zu Rastadt, worin 1714 der Friede zwischen uns und den Österreichern geschlossen ward, fühlt ich mit aller Wärme, daß ich ein Franzos bin. Alle die Helden und die großen Staatsmänner, die durch das vorige Jahrhundert bis zu dieser Epoche unsern Namen verherrlichten, und uns weit über alle übrigen Nationen erhoben, stellten sich meiner Einbildungskraft dar. Ich stand einige Zeit unbeweglich da, entzückt durch die Erinnerung all der herrlichen Thaten. Aber wie gedemütigt, wie niedergeschlagen ward ich auf einmal durch den Gedanken, daß das zugleich die Endepoche unserer Größe war; daß mein Vaterland seit dieser Zeit keinen der großen Männer wieder hervorbringen konnte; daß seit dem der Ruhm jener Völker, die wir damals so tief unter uns hatten, in eben dem Maße stieg, wie der unsrige sank. Ich wollte nun vergessen, daß ich ein Franzos bin; suchte als Weltbürger Trost in der Betrachtung wie viel ganz Europa seitdem gewonnen, sogar durch unsern Verfall gewonnen. Aber es war umsonst. Die Spuren der entsetzlichen Verwüstungen, welche eben jene großen Helden in diesen Gegenden zurückgelassen, machten mich vollends schamroth, daß ich einen Augenblick zuvor so stolz auf sie war.

Zu Karlsruhe hielt ich einige Ruhetage. Ich war so glücklich, gleich in den ersten Stunden meines Aufenthalts

dieselbst mit einem vortreflichen Mann bekannt zu werden, der mit dem besten Herzen die Feinheit eines ausgebildeten Weltmannes, und mit einer unermüdeten Thätigkeit für den Dienst seines Fürsten viel Geschmac und Kenntniß sowohl unserer, als auch der italienischen, englischen und deutschen Literatur verbindet. Der Hof von Karlsruhe hat mehrere Männer von der Art. Schon zu Straßburg lernte ich einige derselben kennen.

Ich mußte mit ihm eine kurze Spazierreise nach Speyer machen, um einen seiner Bekannten zu besuchen. Unser Weg ging über Bruchsal, der Residenz des Bischofs von Speyer, durch ein waldigtes, mit kleinen angebauten Flecken unterbrochenes Land. Das Holz macht einen ansehnlichen Theil der Einkünfte sowohl des Karlsruher als auch des Bruchsaler Hofes aus. Es wird auf dem Rhein nach Holland gefloßt und allda sehr theuer verkauft. Die Waldung, wodurch wir kamen, ist ein auffallender Beweis von der Vorzüglichkeit einer Erbregierung gegen die Staatsverwaltung eines Wahlfürsten. Die Badensche Holzung wird mit der sorgfältigsten Oekonomie benutzt und gepflegt, weil dem Fürsten daran gelegen ist, daß diese Quelle von Einkommen für seine Nachkommenschaft in ihrem Stand erhalten werde; da hingegen zu Bruchsal, wo des Fürsten Nachkommenschaft keine Ansprüche auf das Holz zu machen hat, der augenblickliche Genuß desselben mehr für die Benutzung, als für die Erhaltung dieses Schatzes spricht. Mit den Menschen verhält es sich, wie mit dem Holz, es ist auffallend.

Bruchsal ist ein artiges Städtchen, und die Residenz des Fürsten ein merkwürdiges Gebäude. Der jetzige Fürst-Bischof soll einige Umwandlungen von böser Laune abgerechnet, kein schlimmer Regent seyn. Sein Humor äußert sich besonders gegen das Frauenzimmer auf eine seltsame Art. Er soll kein Frauenzimmer ansehen können ohne in Versuchung zu kommen auszusippen. In seiner Jugend soll er über diesen Punkt anders gedacht haben. Ueberhaupt hat er seine ganz eigene Sittenlehre. Er ließ einen Geistlichen seiner Diözese zu einem Keher erklären weil er lehrte, Selbstliebe wäre einer der ersten Grundtriebe der menschlichen Handlungen; arbeiten sey besser als Nichtsthun; nemmen besser als geben u. dgl. m. Seine jährlichen Einkünfte belaufen sich, wie man sagte, bey nahe auf 300 000 Gulden und er ist bey weitem keiner der reichsten Bischöfe Deutschlands.

„Hier [in der Gegend von Speyer] stand ich mitten auf dem Schauplatz des Schreckens, den unsere Truppen im vorigen Jahrhundert längt dem Rhein hinab bis an die Mosel verbreiteten, wo Melac mit seinem Heer nicht als ein Feldherr, sondern als das Haupt einer Mordbrenner-Bande handelte, über 60 blühende Städte und unzählige Dörfer in Asche legte, und eins der schönsten Länder des Erdbodens zu einer Wüste machte; wo Turenne, der größte Feldherr des größten Königs zu der Zeit, dem wehrlosen Kurfürsten von der Pfalz, der bey dem Anblick der Verheerung seines Landes in eine ehle Wuth gerieth, sein Leben für sein Volk setzen wollte, und den Turenne auf einen Zweikampf herausforderte, mit dem von Frankreich zu dienen, schlug er sich nur an der Spitze von 20 000 Mann. Wie klein sieht in meinen Augen der große Turenne da, wie er dem gefühlvollen Fürsten mit kaltem Wis ins Gesicht tröst: Sieh, diese 20 000 Franzosen berechnen mich, Dein Land zu vernichten!“

Mein Freund führte mich an die Kathedralekirche, die noch halb im Schutt liegt. Hier sah ich die entweihte Ruhestätte der alten Kaiser, deren Särge unsere Soldaten plünderten, und deren Gebeine sie zerstreuten. „Das geschah in Ihrem goldenen Zeitalter, sagte mir mein Freund, unter Ludwig XIV., wo Sie die größten Dichter, Redner, Tänzer, Philosophen u. dgl. m. hatten; wo Ihre Verseinerung auf den höchsten Grad stieg; und wir Deutsche in Ihren Augen nicht viel mehr als Froken waren.“ — Fast Bruder, hatte ich mich geschämt, ein Franzos zu sein. —

Und nun Karlsruhe! Die wenigen Tage, die ich zu Karlsruhe zubachte, gehören unter die vergnügtesten meines Lebens. Ich sah einen Fürsten, der wirklich bloß für seine Unterthanen lebt, und nur in ihrem Glück das seinige sucht; dessen aufgeklärter, thätiger Geist den ganzen Staat belebt, und durch seinen Einfluß alle, die an der Staatsverwaltung Theil haben, zu warmen Patrioten gebildet hat. Der ohne Anspruch auf äußere Scheingröße bloß für sein Volk und nur durch stille Wirksamkeit für das Wohl desselben groß seyn will. Erziehungsanstalten, Polizeiverordnungen, Ermunterungen

zum Landbau und zur Industrie, kurz alles athmet den Geist der Philosophie und warmen Menschenliebe.

Nach den Kurfürsten und den Häusern Württemberg und Hesse-Kassel ist der Markgraf von Baden einer der mächtigsten Fürsten des Deutschen Reiches. Seine Einkünfte belaufen sich bey nahe auf 1 200 000 Gulden.

Die Markgräflichen Lande liegen von Basel längt dem rechten Ufer des Rheins herab bis nahe an Philippsburg, und von da durch einen Theil des Elffasses bis zur Mosel hin zerstreut. Sie haben einen Ueberfluß an Getreide, Vieh, Holz und Wein, welcher besonders in dem nahe bey Basel gelegenen Theil vortreflich wächst. Man bricht auch Marmor im Lande. — Die sanfte Regierung gewährt den Einwohnern einen ruhigen Genuß der Güter, womit die Natur ihren Fleiß so reichlich lohnt. Da die Eingeschränktheit der Einkünfte und die kluge Oekonomie des Hofes ihnen keine Aussichten zu übermäßigem Reichthum öffnet, sie aber zugleich gegen drückende Armut geschützt sind, so leben sie fast alle in dem glücklichsten Mittelstand. Die Sicherheit ihres Eigenthums und Erwerbes, und der durch die Schifffahrt auf dem Rhein erleichterte Absatz macht ihren Kunstfleiß rege. Die Manufakturen mehren sich von Jahr zu Jahr, und einige derselben, z. B. das Fayence von Durlach nehmen sich vorzüglich aus. Auch mit dem Seidenbau hat man schon glückliche Versuche gemacht.

Der Markgraf ist als Privatmann ebenso lebenswürdig und glücklich, als er es als Fürst ist. Er und seine Frau Gemalin, eine Prinzessin von Darmstadt, lieben die Musen und Grazien, und der Hof ist die beste Gesellschaft zu Karlsruhe. Man braucht wenig Titel, um Eintritt zu finden.

Der Hof ist wegen seiner Oekonomie in den benachbarten Gegenden sehr verschrienen. Sie mag wirklich in einigen Stücken übertrieben werden; aber der Fürst selbst hat keinen Theil daran. Seine Frau Mutter fand etwas Kürzlichkeit nöthig, um ihr Haus von der alten schweren Schuldenlast zu befreien. Als der Fürst im Jahre 1771 die Regierung der Lande des ausgestorbenen Hauses Baden-Baden antrat, fand man zu Karlsruhe fast so viele Schulden, als die ganze Erbschaft werth war. Mätressen, Pfaffen, Jäger, Köche hatten seit langer Zeit gewetteifert, diesen Hof zu Grunde zu richten, und unter der letzten Regierung war man in der Wirtschaft zum Theil aus Vorriß nachlässig, weil man sah, daß ein anders und zwar ein protestantisches Haus nachfolgen würde. Auch das alte Erbe des Markgrafen war durch Kriege und starke Apanagen mit Schulden beschwert. Nun hat man sich eben nicht sehr zu wundern, wenn die Fürstin Mutter nicht gerne sieht, daß die Blumen in dem Hofgarten, womit so wie mit Obst ein kleiner Handel getrieben wird, von den Prinzen zu Sträußen gebrochen werden. Ohne die äußerste Sparsamkeit wäre der Hof verloren gewesen. Die Schulden hätten sich von selbst immer mehr gehäuft; nun sind sie aber größtentheils schon getilgt. Auch fand ich bey genauer Untersuchung, daß das Geschrey hauptsächlich durch einige Schöngelster entstanden war, die sich durch Verbreitung solcher Anekdoten rächen wollten, daß ihnen der Hof zu Karlsruhe nicht den Hunger gestillt.

Karlsruhe ist ein artiges, nach einem sehr eigensinnigen Plan von Holz neu erbautes Städtchen, das mitten in einem großen Wald, einem Nest des ungeheuern Gehölzes liegt, welches zu Tacitus' Zeiten ganz Deutschland deckte. Damals zogen hier Aurochsen und Glendhiere, die sich nun in die dickten Wälder von Rußland verkrochen haben, heerdenweise hier umher. Der Abtich eines so verfeinerten Hofes und Volkes mit der ehemaligen Wildnis hatte viel Vergnügen für mich. — Durch dieses Holz hat man nach den 32 Winden 32 Aken gehauen und auf 9 derselben die Stadt in Gestalt eines Fächers erbaut. Aber das sieht Du mit einem Blick auf dem Grundriß der Stadt und Gegen besser als ich es Dir beschreiben kann. Aber eine Anekdote von dem Erbauer des Orts kann ich nicht übergehen. — Ein durchreisender Kavallerie ankerte vor ohngefähr 40 Jahren seine Beförderung darüber, daß das Schloß von Holz und wenigstens nicht von Backstein erbaut wäre. „Ich wollte nichts als ein Obdach haben,“ antwortete der Fürst, „und meinen Unterthanen durch einen kostbaren Bau nicht lästig fallen. Ohne einen harten Druck derselben könnte ich nicht prächtiger wohnen.“ — Bruder; hätte man bey der Erbauung vom Louver, von Versailles, von Marly, so groß auch der Abstand zwischen einem König von Frankreich und einem Markgrafen von Baden seyn mag, nicht ähnliche Betrachtungen machen sollen? Lebe wohl.“

Bruno Goldschmit / Maulbronn.

„Im Winterrefektorium zu Maulbronn in dem Kloster,
da geht was um den Tisch herum, klingt nicht wie
Paternoster“ —

so saugen wir einst in schönen Tagen mit unserm Scheffel. Die geheimnisvollen Buchstaben an der Wölbung im Kreuzgang, die Buchstaben A. V. K. L. W. H. haben ihn bekanntlich zu seinem schönen Fugenlied veranlaßt. Er hat die Deutung des Archivars Mittel aus dem Jahre 1625 übernommen. Sie lautet bekanntlich also: „Al voll, keiner leer, Wein her!“ Und eine andere Deutung hat bis heute niemand anders gefunden.

Wer aber heute in das alte liebe Maulbronn einkehrt und die ehemalige Klosterküche betritt, findet auch diese Mittel-schrift nicht mehr. Sie ist abgebrockelt, der Verputz hat der Dauer der Zeit nicht standgehalten, wie so vieles, was die Menschen für einen bloßen alten Verputz hielten und was doch manches enthielt, was wahrlich mehr gewesen ist, denn solches.

Noch aber steht das alte Cistercienserkloster und ragt in herrlicher Herbstespracht über die Wandlungen der Zeit hinaus.

Wohl werden wir weder dem „unwirklichen“ Herrn Abt Johannes Entensfuß begegnen, noch dem Herrn Dr. Faust, wohl weder dem treuen Mönchen Dieter und seiner innigen und minnigen Armela, die neben vielen weiblichen Wesen unter Maulbronn's Frieden den eigenen Frieden gefunden hat. Ihre Weisheit vor siebenhundert Jahren hat uns Heinrich Steinhilber in seiner köstlichen Erzählung wieder neu aufleben lassen oder gar ganz aus der literarischen Phantasie heraus geschaffen. Aber vieles ist uns dennoch geblieben.

Wie atmet uns heute noch immer der Friede an, der um die alte Linde im Vorhof spielt, in weitem Kreise umgeben von Hänern in stolzem Fachwerk. Welch ein Reichthum stellen sie früher dar, stellen sie auch heute noch dar, nicht zuletzt an ideellen Werten, an Schönheit und als Zeuge eines erhabenen Bürgerlebens. Selbst heute in unsern hastig-häßlichen Tagen findet sich dort ein Restchen vom gewöhnlichen Leben. Dort mag es noch immer gelten:

„Kein Hauch der aufgeregten Zeit
Drang je in diese Einsamkeit!“

Dafür blühen die Geranien und die Fuchsen und die Fensterblumen alle umso traulicher und umso bunter an der Brüstung oben an der Freitreppe zu solchem Hause. Was weiß das Mitterlein, das sie hegt und pflegt, viel von der arden Welt, von Balua und Versailles, von Wucher und Wahn! Und drüben klettert unbekümmert um alle Sorgen der Menschen der wilde Wein an der Mauer in die Höhe und färbt sich wieder golden und rot, ein letztes Leuchten vor dem Verwehen! Nur die leeren fünf Stockwerke fassenden Speicherräume, die uns zur Rechten anstarrten, nur die Mühle auf der linken Seite weiter hinten, gerade sie beide werden es merken, wenn andere Zeiten über uns gekommen! Und sie haben wahrlich schon allerlei Zeiten gesehen, auch wenn nicht, wie an einem Haustor das Baujahr bis in Luthers Tage zurückgeht!

Aber wir treten ein in das Kloster selber. Herrscht auch dort noch alter Geist? Wohl auch dort! Vorüber und, soweit Menschen es sagen können: für alle Zeiten vorbei sind Mönchtum und sind Klosterstätten. Frische Jugend wohnt und waltet in den Zellen, Weltweisheit und Weltleben nicht verachtend trotz oder gerade wegen der wätern Wirklichkeit im Dienste der Kirche, der ewigen Kirche. Die Geheißkammer mag darüber außer Benützung gekommen sein und in den reich geschnittenen Chorstühlen nimmt kein Vater des Nachts mehr den vorgeschriebenen Gebetsplatz ein. Sie frieren nicht mehr in leichter Kutte und härten sich nicht mehr ab, das ganze Tagesleben nicht wie die Nachtgebete im kalten Steinraum zu vollziehen. Die Wärmekammer, mit dem darunter liegenden eigentlichen Heizraum durch einige Böden verbunden, bildet nicht mehr die einzige Wärmequelle für die eine hierzu freigegebene Stube im Laa. Nicht verächtlich sei dieser Kastengebaude und nicht gering geschätzt, was an Willenskraft ihr zugrunde gelegen. Aber heute geht Willenskraft und Selbstüberwindung

auf andere Lebensgebiete über. Selbstbeherrschung ist mehr ins Innere verlegt und zeigt sich nicht mehr so sehr der Außenwelt. Dafür ist es aber auch im „Refektorium“ stiller geworden, man lebt sich auch dort nicht mehr so aus, und der „Eßlinger“ flücht daselbst nicht mehr aus den Säulen, wodurch ihn ständige Köpfe damals geleitet haben. Die Initialen der Maulbronner Fuge sind doch nicht so ganz von ungefähr abgefallen. Ihr Leben war dahin!

Wo aber einst der Doktor Faust gewohnt, im Turmstübchen ganz oben und einsam, ist heute alles leer. Wie mag nur die kleine Goethebüste dorthin gekommen sein? Als einziger Gegenstand im weiten Gefaße „ziert“ sie im Stübchenraum die längst erkaltete Brennstelle, nicht einmal von den Mäusen beachtet, die dort aus Versehen etwa vorbeihuschen. Und doch: Wer so stumm und still einige Zeit im Fauststübchen wohnen und weilen dürfte! Nur Bücher und Folianten als Genossen! Wer dort schaffen und schreiben dürfte, was Kopf und Herz im wogenden Drange einander zu sagen haben! Wie mag sich der Herr Ephorus nur der Versuchung erwehren, nicht dort zu Häupten seines von Blumen und Kräutern schweren Gartens seine Studierzimmer aufzuschlagen und sein Allerheiligstes zu beziehen, wo der Magister aus Knittlingen einst Gold zu erzeugen unternommen hat!

Aber in der Ephoruswohnung, dem Fauststübchen gegenüber ist einstens doch ein gut Stück Gold gemünzt worden. Vor Jahren wars, noch wirkte Eberhard Nestle im Amte des Ephorus. Als Student mit anderen Studenten habe auch ich ihn befreundet und mich des persönlichen Bekannntwerden erfreut. Sein Werk ward mir, wie jedem Junggenossen, längst ein lässlicher Begleiter im akademischen Leben. Denn, was ein zünftiger Theologe ist, leerte sich seinen „Nestle“, die griechische Textausgabe des Neuen Testaments, bereits im Fuzensemester zu, um sie zeit seines Lebens nimmer wegzulegen. In das Gold, das als Ertrag dieses Studiums dem nunmehr längst heimgegangenen Ephorus von damals zu verdanken ist, mag allerdings der Doktor Faust schwerlich gedacht haben. Ich vermute es wenigstens also. Denn Scheffel läßt ihn das gesuchte Gold in des „Eßlingers“ Wonne finden, und zu Maulbronn erzählen sie, er wäre vom Teufel geholt worden. Wie's wirklich war, kann ich nicht feststellen; beides aber spräche für meine Vermutung.

Ein Wort noch über die Kirche, die das Ganze beherrscht. Lehrreich für den, der gotischen Neu- und Umbau auf romanischer Grundlage studieren, schönheitspendend aber auch für den, der geschichtslos und naiv reiche Schönheit genießen will. Er freut sich dabei des Deutschen Meins, das einem Dante angebot aegenüber gesprochen ward, den Abtsstuhl um eine Million nach Amerika zu verkaufen. Er freut sich der sinnigen Symbolik, die einige Schnitzereien daselbst zeigen. Er läßt es ferner im Hinblick auf den darin immerhin enthaltenen Gemüthsmerk dahingestellt, war es Kunst oder groteske Spielerei, ein über lebensgroßes Kreuzifix aus einem einzigen Steinblock zu bilden, den Kreuzesstamm aber wie aus Holz gefertigt erscheinen zu lassen, ja das ganze Werk in gotischer Lebendigkeit über den toten Stein hinauszuhoben in bewegliches Leben. Und wenn dann, durch die Laue der Fenster verurteilt, die Sonne nur ein einzigesmal im Jahr, mitten im Sommer und nur in einer klüchtigen Stunde, das Heilandsantlitz streifen kann, dann mag auch hier die Symbolik noch einen schönen Sinn darin finden! Symbole aber soll man in ihrer Vielsinnigkeit auf sich wirken lassen, nicht aber darf man sie zerpfücken und zerhacken! Drum noch lange, wenn die einst goldbeschlagenen Kirchenportale wieder hinter einem liegen, wirkt das Geschaute und Erlebte noch nach. Hinter dem Kloster aber, dort beim „Meisen See“, fröhe ich ein stilles Plätzchen und lasse im trauten Sinnen das Geschaute verfließen. Herbstalodenklänge vom Kloster her mischt sich drein. So mag es bereits aeflungen haben, als sie vor dem heimkehrenden Dieter seiner Armela dort drunten das so frühe Grab eiskalt hatten. Und so wird es weiterklingen noch nach Jahrhunderten.

Manfred Carlo / Gedichte.

Ein Dichter spricht:

Ich bin ein Geigenholz mit schon
Jahrhundert-aufgesaugtem Ton.
In wartenden Atomen trilet
in mir / noch stumm / mein letztes Lied.
O Bogen Gott! Du weißt die Melodie.
Erwecke sie / befreie sie!
Es ist so spät / ich bange um die Saiten.
Die Tage taumelten / bald Blut / bald fast —
Mich quält der wilde Wechsel der Gezeiten.

Ich fühle mich so zum Zerspringen eilt.
Du Bogen Gott! Du Täter Du / Du Werker!
Befrei die Seele mein: mein Lied —
aus mir Gehäuse / aus mir Kerker:
daß ich es Dir / Erlöser aller Dinge /
mit solchem Klange / daß die Erde kniet /
in Deinen Weltenatem singe.
O gib / daß ehe ich zerspringe /
dies Wunder mir geschieht!

Fernweh.

Ich weiß irgendwo bunte nächtliche Seen
droben im Norden / von Purpur umglüht.
Und weiß / daß irgendwo südliche Stürme wehen
wo gelber Sand vor ihnen in Weißglut flieht.

Aus ungeschauten Ländern perlt oft Schein /
ich fühle mich schamrot und flehend eng.
Oft schläfre ich Sehnsucht in Liedern ein /
verhalte oft Worte hart und streng.

Aber meine Tage drängen mich neu und neu
zu Fernweh und fremder Sternnacht ohnegleichen /
mit allem Lichte in mir suche ich scheu
alles Dunkle und Weite der Welt zu erreichen.

Ich will nur einmal alle Fernen fassen / —
und was ich will / durchpulst mich zwingend groß —
einmal die Welt in schenkendem Lieben und Hassen
unendlich umarmen und fassungslos.

Einmal die tauigen Morgen / die späten Abendgluten /
die gültigen Tage und alle berauschten Nächte
und alle Dinge / die in Schönheit leben und verbluten:
herbstliche Wälder / fliehende Tiere und seidene Frauen-
flechte —:

Will alles einmal durch und durch erleben /
will stolz die goldtau-umsflochtenen Wälder des Lebens
durchreiten . . .

Dann will ich hoch im Sattel meine Arme heben
und Dank ausstoßen laut in alle silbernen Unendlichkeiten!

Jugend.

Wir tanzen mit im dunkel-dunklen Ringe
der Menschen und der Welten um uns her.
Die schöne Dürstigkeit der Erdendinge
in ihrer rätselhaften Wiederkehr
bewältigt uns und wird uns Flug und Schwinge.

Doch daß uns nie die harte Pflicht vergift
durch roten Rausch uns unser Selbst zu wahren /
das macht: uns hat schon in zu frühen Jahren
die tiefe Nacht / die unsre Mutter ist /
ein Dornenlächeln über Stirn und Mund geküßt.

Karl Joho / Aktenstudien.

Fast möchte ich in meiner Bureau-Dede den Landstreicher,
dessen Abenteuerleben aus den mir zu irgend einer Bearbeitung
vorliegenden Akten eben an mir vorübergezogen ist, beneiden.
Der Beamte und gar noch der im kleinen Land bewegt sich in
einem kleinen Lebenskreislauf. Wenn er nicht hin und wieder
im Urlaub einige hundert Kilometer weit entflieht, bleibt z. B. in
Baden seine weiteste Reise Konstanz—Wertheim. Dazwischen
spinnt sein Beamtenlebensfaden in den verschiedenen Spulen der
Versetzung, Beförderung, Enttäuschung, des Erfolges, der Zu-
rücksetzung, wie's gerade fällt, sich geruhsam ab, bis man ihm
eines Tages das Rissen mit irgend einem Jähringer Löwenorden
auf dem Sarg nachträgt und die amtliche Zeitung von einem
Manne erzählt, der „fast unersehblich“ war. Vorausgesetzt natür-
lich, daß er einem entsprechenden Buchstaben des Beamtentaris
angehört hat. Wohin würde es führen, wenn man jeden Be-
amten als unersehblich schildern würde!

Das Gaslicht über meinem Schreibtisch singt nun über dieser
traurigen Betrachtung des Werde- und Heimgangs eines braven
Beamten so vorwurfsvoll und auch höhnisch, daß ich dienstfertig
und geistesgewaltig die Akten weiter blättere.

Eine Landfahrgeschichte.

Nun, meinem Aktenhelden ist bis heute, wo er seine 47. Strafe
antritt und zum fünften Mal in ein Arbeitshaus eingeliefert
wird, ein bewegteres Dasein als das eines Beamten beschieden
worden.

Gregor Dürrschmidt droben von der Bodenseegegend ist in
jungen Jahren seinen nicht unbegüterten Eltern in unbändiger
Abenteurerlust und in unbestimmtem, ziellosem Tatendrang ent-
flohen. Niemand wußte, wohin. Doch als nach Jahr und Tag
— der Vater war inzwischen verunglückt und die Mutter hatte
sich wegen Mann und Sohn zu Tode geweint — aus Dran ein

unfrantierter Brief nach Hause kam, wunderte sich auch niemand,
daß der Gregörle zur Fremdenlegion gegangen war. Das ist der
alte Anfang, dem aber auch das alte Ende immer in den Schwanz
beißt. Beantwortet hat dem Soldat niemand. Sein Militär-
paß — er ist in einem Zustand, der das unbehandelte Zufassen
nicht rasam erscheinen läßt; Moder- und Fettgeruch bürgen für
die Echtheit des wertvollen Beweismittels — ist den mir vorliegen-
den Akten zur „Feststellung der Staatsangehörigkeit“ angeheftet.
Nach dem Lesen von nur fünfzig Seiten stellt es sich natürlich
heraus, daß der arme Aktenschlemihl überhaupt keine Staats-
angehörigkeit mehr hat. Sie ist auf dem Wüstenand verloren
gegangen, und doch lebt der Mann ohne Staatsangehörigkeit
zäher und ellenbogenfreier als viele andere Staatsbürger. Zehn
Jahre war Gregor Dürrschmidt drüben in Afrika und ein paar
ganz dunkle Jahre in Südfrankreich in einem Gefängnis, wo er
als Schuhmacher von kriegerischen Taten ausruhte. Auch in
Oberitalien war er ein Jährlein oder zwei spurlos verschwunden.
Die Akten reden nichts Näheres davon, ebensowenig der „Rubri-
kat“ selbst. Ueber Oesterreich-Ungarn kommt er endlich nach vielen
Jahren bettelnd und als moderner Bacchantenschütz ins deutsche
Heimatland zurück. Nun wird auf einmal sein Leben geregelt,
d. h. altemäßig geregelt. Er ist ja in Deutschland. Der Aktuar
des heimatischen Amtsgerichts legt eine Strafliste an, sie wird
immer länger. Schließlich muß er sie, um nicht seine ganze Zeit
an Gregor Dürrschmidt zu verlieren, drucken lassen. Aus dieser
Liste läßt sich Gregörles Vagabundenroman sauber herauslesen.
Das frohgemute Wandern ist häufig, besonders zur Winterszeit,
durch gemüthliche Sitzungen in den stattlichen staatlichen Häusern
aller Bundesstaaten unterbrochen. Dieser Landstreicher ist kein
Verbrecher im gruseligen Sinn, eher im humoristischen, wie er von
Johann Peter Hebel so ergötzlich geschildert wird. Es hat viel-
leicht nur wenig gefehlt, um diesen Mann bei entsprechender Be-

bensverhältnissen zum überdurchschnittlichen Latmensch zu machen. Derlei Existenzen sind in den letzten Jahren oft, so besonders und am treffendsten von Ostwald literarisch und sozusagen sachmännlich geschildert und von Prof. Wilmanns (Heidelberg) auch wissenschaftlich behandelt worden („Zur Psychopathologie des Landstreichers“). Denn die Wissenschaft muß oft bei diesen Entgleisungen eingreifen; in der Regel ist es aber zu spät. Vom Arbeitshaus gehts in die Pflegeanstalt, und dort ist alle Weisheit zu Ende.

So mag's auch unserm Gregor Dürrschmidt gehen. Vorerst ist er aber mit seinen 62 Jahren nach dem amtsärztlichen Zeugnis noch sehr rüstig. Wenn er seine sechs Monate „abgemacht“ hat, wird der Sommer ins Land gezogen sein. Im Winter kommen dann vielleicht wieder seine Aktien. Bei allem Elend ist dieser Zigeuner ein lachender Philosoph und ein großer Lebenskünstler. Ich stelle ihn mir vor wie jenen, den der verstorbene Rudolf Wilke mit seinem Meisterstück auf ein Gartengeländer gesetzt hat.

Doch nicht um den Gregor Dürrschmidt zu porträtieren, hat man mich mit fürstlichem Gehalt auf die Schreibstube gesetzt. Nun gut, die Kosten der Haft des Vielgewanderten trägt die Staatskasse. Es merkt ja jeder Leser, daß für Gregorle sonst niemand zahlen will. Dieselbe Staatskasse, die auch so willig die Fehler und die Trägheit ihrer Beamten unbezahlt mitbezahlt.

Die gute Stimmung des wohligen Mitwanderns mit dem ewigen Landstreicher weicht nun jäh einem Entsetzen, als ich einen zweiten Aktenbündel dem Fach entnehme. Was Unglück in furchtbarer Gestalt heißt, zeigt sein Inhalt.

Eine Leidensgeschichte.

K. J. Zett war ein fröhlicher Korpsstudente zu Marburg. Gerade als er das Physikum bestanden hat, bekommt er Streit mit einem Hauptmann. Im Duell wird der Hauptmann erschossen. Die Festungshaft ist bald abgesehen, damit hatte es keine Not. Aber Zetts Seele will seit dem Todesstoß nimmer zur Ruhe kommen. Wie geistesabwesend studiert er weiter — ohne jeden Erfolg. Zeit und Geld schwinden dahin, die zunehmende Nervenschwäche zwingt ihn zu einem körperlichen Beruf. Als Gärtner reißt er sich tüchtig auf und wird so gesund an Leib und Seele, daß er endlich in ein kaufmännisches Geschäft eintreten kann und zu einer Lebensstellung gelangt, die ihm das Heiraten ermöglicht. Da sterben die zwei Kinder der glücklichen Ehe an Diphtheritis in einer Nacht. Die Mutter stürzt sich im Schmerz zum Fenster hinaus und zerschmettert sich die Beine. Mit völlig umnachteten Sinnen kommt sie in die Irrenanstalt. Auch der Mann verliert den Verstand. Von einer rheinischen Universitätsklinik wird er nun in eine heimatische Pflegeanstalt übergeführt, wo das alte Leiden sicher nimmer schwindet bis zum Tod. War nicht der im Zweikampf Erschossene glücklicher als der „glücklich“ Ueberlebende?

Dumpfe, erstickende Wolken wehen aus dem dünnen Aktenheft. Vor einem solchen Schicksal wird man klein in seiner kläglichen Unzufriedenheit und schämt sich seines fatten Unbehagens. Das Beamtenbewußtsein ist geschwunden. Der Mensch ist jäh erwacht.

Stünde diese Häufung von Unglück in einem Roman, würde die Kritik das sicher tadeln und von Uebertreibung reden. Aber das Leben kümmert sich nicht um künstlerische und harmonische Maße. Das Leben ist wohl der größte Dichter, aber auch der grausamste und unerbittlichste.

K. J. Zett ist toter als tot. Aber in den Akten hebt ein lebhaftes und erbittertes Streiten an, wer die lumpige Mark für den Verpflegungstag in der „zuständigen“ Pflegeanstalt bezahlen soll. Unzählige Verwaltungsbehörden tauschen unter Anführung von tausendundein Paragraphen nebst den dazu gehörigen Kommentaren und Entscheidungen ihre juristischen Kenntnisse aus. Für Rechtspraktikanten gibt's einen furchtlichen Schulfall zum Assessorexamen. Auch graphischen Studien kann man obliegen. Von der peinlichen Schrift des Militärärzters bis zur nonchalanten des adeligen Regierungspräsidenten sind alle Charaktere vertreten. Je unleserlicher die Handschrift, je höher der Rang des Schreibers. So kann man fest schließen.

Ueber allem Hin- und Herschreiben zwischen staatlichen und städtischen Behörden geht eine lange, eine sehr lange Zeit ins Land. Schließlich wird noch gar die oberste Verwaltungsgerichtliche Instanz des Landes angerufen. Bis dann die Entscheidung eintrifft, zimmert vielleicht schon irgendwo ein Schreiner eine einfache Kiste, in welcher der vom Schicksal zermalmte K. J. Zett zur Anatomie der nächsten Universität geschickt werden soll.

Das ist das Ende der Allerärmsten, der Heimat- und Besitzlosen.

Eine Liebesgeschichte.

Nun noch zum letzten Aktenbündel. Die Decke ist rot und deutet also auf eine Strafsache. Richtig ja: „J. Str. S. wider Anton Beh wegen Vergehens gegen den § 181a.“ Dabei liegt noch ein dünnes Heft mit der Aufschrift „J. U. S. gegen Biette Geh wegen Meineids“, rechts unten der Vermerk: „Verfahren eingestellt“.

Jeder, der mit solchen Akten zu tun hat, kann sich nun die Geschichte ohne weiteres ziemlich sicher zusammenreimen.

Aber diese ist doch etwas anders.

Während Anton Beh beim Militär war, starben ihm Vater und Mutter. Die elterliche Mehrgerei wurde verkauft und nach allen Regelungen wurden dem Sohne etwa 4000 Mark als Reinerlös ausgehändigt. Beh war ein guter Soldat und hatte gut zu leben. In der strengen Zucht gedieh er, doch als es hieß „hoch lebe der Reservemann“ fing sein Unglück an. Nach ein paar wohlverdienten Ruhetagen nahm er in einer großen Stadt eine Mehrgeregehilfsstelle an, verließ sie aber nach wenigen Tagen wieder. Er war wie manche Gymnasialmusterschüler auf der Universität der Freiheit ungewöhnt und unwürdig. Beh verbrauchte sein Geld in Kneipen und verwandten Gelegenheiten in ganz kurzer Zeit. In irgend einer Wirtshaus hatte er ein braves Bauernmädchen kennen gelernt. Sie war dort gebürtig, wo's Badische ins Bayerische übergeht, und braver Eltern Kind. Daß Kellnerin auf dem Land und in einer Hafenstadt sehr verschiedene Dinge sind, haben die Eltern erst erfahren, als es zu spät war. Eines Tages erschien der Mehrgerege mit seiner Braut im Elternhaus und läßt sich zur Ermöglichung der Heirat das nicht unbeträchtliche „Gleichstellungsgeld“ herauszahlen. Das Geld war ohne Verheiratung bald verpraßt, und nun gleitet das Mädchen stufenweise hinunter, so tief, daß es nicht mehr tiefer fallen konnte.

Dies ist kein salbungsvoller selbstgerechtigkeitstriefender Traktätleinton, sondern furchtbare Wahrheit. Der brave Bauernsohn ist innerhalb Jahresfrist der Zuhälter der braven Bauerntochter geworden! Er spielt mit den schändlichen Kuppelpfeffern der Straßenecke den flotten Musjöh. Und sie? Bei ihr aber geschieht alles um Liebe. Die Polizei faßt schließlich den ihr längst bekannten „Mehrgerege“ wegen Zuhälterei. In ihrer Liebe und Angst um den mit Gefängnis Bedrohten — er hatte ihr durch Kaffiber mit dem Tode gedroht, wenn sie ihn „verrate“ — schwört sie ihren Geliebten rein. Die Polizei will zur Verhaftung schreiten, da der Meineid offenkundig ist. Biette Geh schreibt an die Staatsanwaltschaft einen verzweifelt zwiespältigen Brief, in dem sie ihre Schuld indirekt gesteht und doch den unsagbar Geliebten retten will. Die Polizei findet sie tags darauf als Leiche im Neckar.

Die armen Eltern, nun wissend geworden, bringen sie ins Heimatdorf. Mehrgerege Beh kommt auf ein Jahr ins Gefängnis und zwei Jahre ins Arbeitshaus. Diese Seelengröße dieser Verbrecherin aus Liebe zu schildern, kann dem Aktenleser nicht gelingen. * Zwischen den Zeilen der hundertlei Handschriften des Aktenheftes steigen wie Schatten die Seelen der Menschen hervor und zermartern einem das Herz wie ein Roman von Dostojewski.

* * *

Ich muß das Bureau verlassen.

Als ich den Ausgang im Erdgeschoß durchschreite, muß ich an langen Reihen Aktenchränken vorbei. Von der liebevollen Hand des Registrators nach Rubriken und in anerkannter Wertigkeit Kenntnis des Alphabets geordnet, steht stramm ausgerichtet wohl ein Bataillon Aktenhefte. Dort heißt es „Zuchthaus E.“, „Gefängnis G.“, „Irrenanstalt H.“, „Zwangserziehungsanstalt J.“ und so fort.

Welches Beh und Todeschweigen ist in den Heften begraben! Wehe, wenn sie lebendig würden und ihre Geschichten erzählten wie heute abend. Und die Angst und das Grauen, weil jede Familie ein Skelett im Hause hat. Der traurige Rest von Hunderten zerbrochener Leben, deren Atem zwischen zwei Pappdeckeln erstickt ist, ist hier aufgehäuft.

Tatsachennüchtern wie täglich die fünf oder sechs Zeilen unter „Bermischtes“ oder „Gerichtszeitung“ der Zeitung zeigen sie, wie viele das Leben verspielen.

So werden Studien toter Akten zu Studien aufschreienden Lebens. Akten sind nicht immer, wie man's in Poetereien zuweilen abschreckend lesen kann, trocken. Beim Lesen der furchtbaren Wahrheit ihrer Sprache steigt die Herzensnot an die Kehle.

Als ich nun endlich den Heimweg antrete, fällt langsam und sacht Schnee vom Himmel. Und wie die im Flor des Schneefalls und der feuchtbeschlagenen Brillengläser vorüberhuschenden Gestalten der Straße, wandeln in mir die durch Not und Tod, Sünde und Schuld, Unschuld und Verhängnis zu Schatten des bürgerlichen Lebens Gewordenen und gellen in mich hinein: „Bescheide dich!“